

RAINER KOLK

Spielräume für Alternativen

Zur Organisation von Wissenschaft – am Beispiel der Germanistik

Die Frage nach der idealen Akademie ist eine nach den Bedingungen der Möglichkeit besserer Wissenschaft. Seit Platons Institutionalisierung philosophischer Forschung und Lebensform zielen Akademiekonzeptionen auf eine Niveauehebung wissenschaftlicher Praxis durch organisatorische Konzentration. Bis ins 18. Jahrhundert hinein kann sich die Akademie als oberste Instanz der wissenschaftlichen Bemühungen verstehen; so repräsentiert im zentralistischen Frankreich die Académie des Sciences das national anerkannte Forum für die Evaluation wissenschaftlich-technischer Innovation. Die Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen verabschiedet diese Form eines Kontrollgremiums und ersetzt im Gegenzug Supervision durch eine dezentrale Struktur. Die Wissenschaft insgesamt ist nicht mehr durch einen privilegierten Sprecher repräsentierbar. Ihre Ausdifferenzierung aus einer nicht-wissenschaftlichen Umwelt ist zwar zum einen Prämisse der uns geläufigen professionellen Deutungskompetenz jenseits religiöser und politischer Rücksichten, zum anderen aber entsteht außerhalb der Wissenschaft der Bedarf nach Transparenz ihrer Ergebnisse. Und das meint immer auch: nach Aufklärung über die Verwendung finanzieller Ressourcen und Möglichkeiten zukünftiger Optimierung.

Daß im folgenden ein Kapitel aus der Vergangenheit der Kulturwissenschaften aufgegriffen wird, muß mit Blick auf die Frage nach Modellen idealer wissenschaftlicher Kommunikation zunächst befremden. Um Zukünftiges soll es gehen – dies ja auch das Motiv der gegenwärtigen bildungs- und forschungspolitischen Diskussionen, die sich mit der Würdigung überkommener Organisationsformen und Ansätzen zu ihrer Reform selten begnügen, sondern die energische Wende fordern. Als repräsentativ für sie kann die Rede des damaligen Bundespräsidenten im November 1997 mit der Anregung einer „breite[n] nationalen Debatte über die Zukunft unseres Bildungssystems“ gelten.¹ Die dann auch von den replizierenden Vertretern von Wis-

¹ Roman Herzog, Aufbruch in der Bildungspolitik, in: Michael Rutz (Hg.), Aufbruch in der Bildungspolitik. Roman Herzogs Rede und 25 Antworten, München 1997, S. 13–33, hier S. 13.

senschaft, Politik, Wirtschaft, Schule und Presse unisono unterstützten Vorschläge berühren Internationalität, Praxisbezug, Abschaffung von Besitzständen, organisatorische Reformen, Förderung privater Initiativen.

Gleichsam unterhalb dieser ‚Zukunftsebene‘ allerdings existiert eine andere. Auf ihr finden sich Forderungen nach „Wissen über die eigene Herkunft und die eigenen prägenden Traditionen“, nach der „Vermittlung von Tugenden, die gar nicht so altmodisch sind, wie sie vielleicht klingen: Verlässlichkeit, Pünktlichkeit und Disziplin“,² nach „harte[r] Anstrengung und eigenverantwortliche[m] Engagement“,³ nach wissenschaftlichem Lernen: „Die Humboldtsche Idee ist durch keine bessere ersetzt“.⁴

Das wiederum erscheint in mancher Hinsicht sehr traditionsorientiert. Es dürfte deshalb lohnend sein, die historischen Aspekte solcher Kontroversen zu beleuchten, die „Genese der Problemstellungen zu kennen, in deren Rahmen man sich bewegt“.⁵ Am Beispiel des George-Kreises und der zeitgenössischen Germanistik am Beginn des 20. Jahrhunderts soll nach Prämissen und Konsequenzen der Dementierung von Kontinuität gefragt werden: nach den Startbedingungen für die Postulate der Zäsur, die Strategien der Realisierung und ihre Resonanzen in der scientific community. Dabei geht es nicht um eine Erweiterung des Kanons ausbaufähiger Klassiker, wie sie mit Namen wie Max Weber, Georg Simmel oder Aby Warburg verbunden ist, sondern grundsätzlich um die Spielräume von Alternativen in den Kulturwissenschaften. Weshalb wird das Neue gefordert, was ist neu am Neuen, wie verhält sich das Neue zur dominierenden Organisation von Wissenschaft und ihren Wahrheitskriterien?

I.

Die Begründung der Deutschen Philologie als einer wissenschaftlichen Disziplin läßt sich in die Phase der Reorganisation des Bildungssystems am Beginn des 19. Jahrhunderts datieren. Stehen sich in dieser Zeit noch divergierende Optionen für die Ausrichtung des Fachgebiets gegenüber, die von strikt editionsphilologischen Kriterien bis zu deutschtümelnder Emphase reichen, so schließt sich nach der Jahrhundertmitte eine Periode der Konsolidierung und disziplinären Binnendifferenzierung an.⁶ Die personelle und kognitive Abhängigkeit von der Klassischen

² Ebd., S. 18.

³ So der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Hubert Markl: Wo er recht hat, hat er recht, ebd., S. 158–167, hier S. 158.

⁴ So Wolfgang A. Herrmann, Präsident der Technischen Universität München: Fesseln sprengen, Freiheit schaffen, ebd., S. 109–119, hier S. 118.

⁵ Otto Gerhard Oexle, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne*, Göttingen 1996 (*Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft* 116), S. 15.

⁶ Vgl. Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München 1989; Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1994.

Philologie wird zugunsten eines eigenständigen Profils abgebaut, in das sich zunehmend militante ‚deutschkundliche‘ Akzente einfügen. In institutioneller Hinsicht verweist die Einrichtung weiterer Professuren und eigenständiger Seminare auf eine wenngleich nicht enthusiastische, so doch kontinuierliche Nachfrage nach den Absolventen des Fachstudiums. Intern unterläuft die Konfrontation konkurrierender ‚Schulen‘, ablesbar auch in den aufkommenden Fachzeitschriften, zwar die postulierte Einheit, begründet aber eine folgenreiche Zukunftsdebatte.⁷ Zum einen formiert sich eine produktive Kritik der Emphatisierung philologischer ‚Methode‘, deren Aura sich von den das disziplinäre Selbstverständnis prägenden ‚Gründern‘, Karl Lachmann und den Brüdern Grimm zumal, herleitet. Zum anderen öffnet sich damit das Feld für die bis heute in Grundzügen geläufige Dreiteilung des Fachs in Neugermanistik, Mediävistik und Sprachwissenschaftliche Germanistik, wenngleich diese Differenzierung institutionell erst allmählich Konturen gewinnt. Dieser Impuls aber ermöglicht die universitär akzeptierte Erforschung neuerer deutscher Literatur, deren Thematisierung zunächst unter textkritische Dominanz gerät. „Goethe-Philologie“ wird zum prominenten Spezialgebiet.⁸

Nach 1900 formiert sich um den seit den neunziger Jahren publizierenden Lyriker Stefan George eine streng charismatisch geführte Gruppe, die sich nach 1910 mit teilweise erheblichem Echo in Intellektuellenzirkeln an kulturkritischen Debatten beteiligen wird.⁹ Der polemischen Zurückweisung traditioneller Sozialstrukturen folgt eine gruppenspezifische Terminologie von Meister und Jünger. Die Selbstbeschreibung als Bund oder – platonisierend – Staat meint Sozialmodelle, die ‚intern‘ eine Syntax der Interaktion formulieren, ‚extern‘ Möglichkeiten ‚neuer Kultur‘ antizipieren sollen. Mit der Etablierung im Wissenschaftssystem wird nicht nur materielle Absicherung angestrebt, es eröffnen sich zugleich Möglichkeiten für die Rekrutierung neuer Anhänger und ein Forum für den Transfer der eigenen Ambitionen. Georges vielzitiertes Diktum „Von mir aus führt kein Weg zur Wissenschaft“¹⁰ läßt sich deshalb nur als grundsätzliche kulturkritische Einlassung halten. Aus dem Kreis kommen Hochschullehrer wie die Germanisten Friedrich Gundolf, Max Kommerell und Rudolf Fahrner, die Historiker Walter Elze, Alexander von Blumenthal, Carl Petersen, Friedrich Wolters, Alexander von Stauffenberg und Ernst von Kantorowicz.

⁷ Vgl. Rainer Kolk, Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im „Nibelungenstreit“ (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 30), Tübingen 1990.

⁸ Vgl. Karl Robert Mandelkow, Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers. I: 1773–1918, München 1980, bes. S. 205ff.; Hans-Martin Kruckis, „Ein potenziertes Abbild der Menschheit“. Biographischer Diskurs und Etablierung der Neugermanistik in der Goethe-Biographik bis Gundolf (Probleme der Dichtung 24), Heidelberg 1995, bes. S. 228–237.

⁹ Für die wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge schließe ich an eine frühere Darstellung an: Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel des George-Kreises 1890–1945 (Communicatio 17), Tübingen 1998; zu den folgenden Passagen vgl. ausführlicher: Von Gundolf zu Kantorowicz. Eine Fallstudie zum disziplinären Umgang mit Innovation, in: Jörg Schönert (Hg.), Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung. DFG-Symposion 1998, Stuttgart/Weimar 2000.

¹⁰ Zitiert nach Edgar Salin, Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis, 2., erw. Aufl. München/Düsseldorf, S. 49, vgl. S. 249.

wicz, schließlich die Altphilologen Erich Boehring und Woldemar von Uxkull-Gyllenband, der Nationalökonom Edgar Salin und der Mediziner und Philosoph Kurt Hildebrandt.¹¹ Zur Peripherie rechnen die Germanisten Ernst Bertram und Norbert von Hellingrath.

Forderungen nach einer fundamentalen Erneuerung des Menschen sind in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verbreitet, Lebensreform- und Jugendbewegungen unterschiedlichster Provenienz beziehen hier ihren missionarischen Eifer. Ihm erscheint nicht selten die gesamtgesellschaftliche Bedeutung von Wissenschaft als desaströse Fehlentwicklung des positivismusgläubigen 19. Jahrhunderts. Wissenschaftliches Wissen gilt als abseitige, nur noch dem Spezialisten zugängliche Form von Erkenntnis, die jedenfalls Orientierungswissen nicht hervorbringe. Die Diagnostiker der Kulturkrise entwerfen Modelle neuer sozialer Ordnung, die sich durch Entdifferenzierung („Lebensnähe“) charakterisieren.¹² Das impliziert eine massive Einschränkung der Verbindlichkeit gerade auch wissenschaftlicher Wissensbestände. Die oft polemische Kritik trifft nicht zuletzt die Philologie, die sich ihrer Stellung als Leitdisziplin der Philosophischen Fakultät des 19. Jahrhunderts ebenso enthoben sieht wie sie als Teilnehmer zeitgenössischer Bildungsdebatten an Einfluß verliert. Besonders die an den Universitäten gerade konsolidierte Neugermanistik muß sich dem Verdacht stellen, nur noch das Abseitige zu verehren und in unzugänglichen Monumentaleditionen zu konservieren.¹³ Daß das Selbstbewußtsein der Philologen von solchen Invektiven zunächst kaum berührt ist, zeigt 1913 Gustav Roethe. Als Mitglied der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften legt er Rechenschaft ab über ihre Arbeit, Wörterbücher und Editionen zumal. Grundsätzlich heißt es:

„In der Wissenschaft soll die Organisation dem Einzelnen dienen, die lebendige Kraft des Gedankens und der Beobachtung gehört immer nur ihm, und auf dieser Kraft ruht alles, was Wert hat. Aber die historische Wissenschaft kennt nicht den unbelasteten Flug [...]. Und das ist kein ordentlicher Gelehrter, der nicht auch einmal mitgemacht hat bei der entscheidenden Arbeit des Sammelns und Ordne ns, nicht nur leitend, sondern in geduldigem Mittun. Macht die Organisation wissenschaftliches Arbeiten zu leicht, dann könnte sie gradezu Schaden stiften.“¹⁴

¹¹ Zu Lebensläufen vgl. Carola Groppe, *Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890–1933* (Bochumer Schriften zur Bildungsforschung 3), Köln u. a. 1997.

¹² Vgl. Klaus Lichtblau, *Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kultursoziologie in Deutschland*, Frankfurt/Main 1996.

¹³ Vgl. Holger Dainat, „Erlösung von jenem ertötenden Historismus“. *Die Neuere deutsche Literaturwissenschaft zu Beginn der zwanziger Jahre*, in: Wolfgang Bialas/Gérard Raulet (Hg.), *Die Historismusdebatte in der Weimarer Republik*, Frankfurt/Main u. a. 1996, S. 248–271, hier S. 255ff.

¹⁴ Gustav Roethe, *Die Deutsche Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Ihre Vorgeschichte, ihre Arbeiten und Ziele*, in: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* 31 (1913), S. 37–74, hier S. 73. Vgl. Holger Dainat, *Die paradigmatische Rolle der Germanistik im Bereich der Philologien. Die Deutsche*

Arbeit, Anstrengung, Entsagung – 1913 so aktuell wie 1997. Identifiziert man dieses Credo eines führenden Fachvertreters mit dem Selbstverständnis der zeitgenössischen kulturwissenschaftlichen akademischen Disziplinen, dann kann man den George-Kreis partiell geradezu als ‚Gegen-Akademie‘ verstehen. Partiiell deshalb, weil auch seinen Mitgliedern die Beschwörung eines Ethos heroischer Alltagsbewährung eigen war – allerdings verbunden mit gegenläufigen wissenschaftlichen Orientierungen und Loyalitäten. Der professionelle philologische Habitus, das läßt sich dieser Einlassung Roethes ablesen, hat am Beginn des 20. Jahrhunderts Bestand.

Die verbreitete kulturkritische Semantik und Krisendiagnostik wird von Wissenschaftlern des George-Kreises zunächst auf diese traditionell mit ‚Bildung‘ befaßten kulturwissenschaftlichen Disziplinen bezogen, die ihrem Gegenstand und ihrem Selbstverständnis nach Orientierungswissen bereithalten müßten.¹⁵ Ihre intellektualistische Bornierung und professionelle Verformung aber machten sie hierfür untauglich: „Es ist das Wesen heutiger Philologie, Relationen aufzusuchen, all ihre Wege führen sie zu einflüssen oder zu Gattungen.“¹⁶ In dieser Kritik von Mikrologie und Einflußforschung treffen sich George-Kreis und geistesgeschichtliche Literaturwissenschaft, die um 1910 ihre Programmatik vorstellt und zusammen mit der „Deutschen Bildung“ die methodologischen Diskussionen der nächsten Jahrzehnte bestimmt.¹⁷ Hatten schon einflußreiche Protagonisten der Neugermanistik in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts vor einer ausufernden biographischen und textkritischen Spezialforschung gewarnt, so wird jetzt diese zunächst noch disziplinintern begrenzte Fehlentwicklung als grundsätzliches Defizit der etablierten Philologie bestimmt, die allen „tieferen und schwierigeren Problemen der Literaturwissenschaft gegenüber [...] im Grunde versagt“ habe.¹⁸ Zwar Sorge die philologische Ausrichtung für Kontinuität, sichere dem Fach seriöse, über seine Grenzen hinaus anerkannte und im Unterricht systematisch reproduzierbare Fundamente.

Kommission im disziplinären Kontext, in: Wolfram Fischer (Hg.), *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1914–1945*, Berlin 2000, S. 169–196.

¹⁵ Stationen und Institutionen des neuzeitlichen Bildungsdenkens nennt Aleida Assmann: *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee*, Frankfurt/Main/New York 1993.

¹⁶ Friedrich Gundolf, *Das Bild Georges*, in: *Beiträge zur Literatur- und Geistesgeschichte*. Ausgewählt und hg. v. Viktor A. Schmitz und Fritz Martini (Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt 54), Heidelberg 1980, S. 121–149, hier S. 132.

¹⁷ Vgl. Rainer Rosenberg, *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung*, Berlin 1981, S. 182–253; Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.), *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, Frankfurt/Main 1993; Frank Trommler, *Geist oder Gestus? Ursprünge und Praxis der Geistesgeschichte in der Germanistik*, in: Petra Boden/Holger Dainat (Hg.), *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*, Berlin 1997, S. 59–80.

¹⁸ Rudolf Unger, *Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft*, in: ders., *Gesammelte Studien*. Bd. 1: Aufsätze zur Prinzipienlehre der Literaturgeschichte (Neue Forschung. Arbeiten zur Geistesgeschichte 1), Berlin 1929, S. 1–31, hier S. 5.

Ihre „Unfähigkeit zur Synthese“¹⁹ aber erfordere kategoriale Weiterungen und „Mut zur Metaphysik [...], wie ihn alle wahrhaft schöpferischen Führer unserer Geistesgeschichte je und je gehabt haben.“²⁰ Dieses Postulat stellt die Gelenkstelle dar, in der sich kognitive und soziale Dimensionen von (Literatur-)Wissenschaft verschränken. Sie soll „mehr als bisher mit dem Leben in Fühlung treten“ und eine „Haltung, die aus dem Ganzen einer Persönlichkeit und einem Lebensgefühl kommt“, demonstrieren.²¹ Erwartet wird eine „Bildungsorientierung“ der wissenschaftlichen Arbeit, die sich angeblich bloßer „Ergebnisorientierung“ verschrieben habe.²²

Die hier geforderte „Haltung“ ist Kernstück jeglicher Selbstverständigung des George-Kreises, dem es nach seiner Zentrierung um den charismatischen Lyriker nie nur um die Beförderung von Kunst, Kultur und Karrieren geht. Vielmehr zeigt die Rezeption seiner Publikationen, daß im Gegenteil die Absage an die Anreizsysteme der Wissenschaft, die Strategie des Strategieverzichts als Indikator zeitgemäßer „Führer“-Qualitäten gilt. Diesen wird zugetraut, kulturelle Pathologien steuern, Politik, Kunst und Wissenschaft integrieren zu können: in der Ausbildung eines ästhetisch-heroischen Lebensstils. Gundolfs Monographie über Shakespeare (1911), mit der bereits zeitgenössische Beobachter eine fachgeschichtliche Zäsur verbinden,²³ besonders dann aber sein ‚Goethe‘ (1916) unternehmen den Versuch, „Vorbilder“ zu schaffen. Es sei die „pflicht jeder lebendigen bewegung, in ihre gegenwart hinein die heroen wachzuhalten, sie umzusetzen in eigenes dasein und die strahlung die sie von ihnen empfangen in neues gebild zu verwandeln“.²⁴ Von kanonisierten wissenschaftlichen Verfahren ist dieses Ergebnis nicht zu erwarten, das strikte literarhistorische Auswahl mit ethischen Maximen koppelt. Die Beschäftigung mit dem Genius – und nur er verdient Beachtung – setzt dann eine Restrukturierung der Persönlichkeitsmerkmale des Betrachters voraus. Dies forciert eine in der Disziplin mit der Klassik-Diskussion ohnehin präsenste Option, gegenstandsbe-

¹⁹ Emil Ermatinger, Die deutsche Literaturwissenschaft in der geistigen Bewegung der Gegenwart, in: Zeitschrift für Deutschkunde 39 (1925), S. 241–261, hier S. 254.

²⁰ Ebd., S. 247.

²¹ Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte. Ein Gespräch, Frankfurt/Main 1929, S. 21.

²² So eine idealtypische Gegenüberstellung Wolfgang Frühwalds im Blick auf gegenwärtige Wissenschaftssysteme: Der Palimpsest der Bildung, in: Konrad Adam (Hg.), Bildungslücken, Stuttgart 1997, S. 49–55, hier S. 52.

²³ Vgl. die Einschätzung von Werner Mahrholz, Literargeschichte und Literaturwissenschaft (Lebendige Wissenschaft. Strömungen und Probleme der Gegenwart 1), Berlin 1923, S. 90.

²⁴ Friedrich Gundolf, Vorbilder, in: Georg Peter Landmann (Hg.), Der George-Kreis. Eine Auswahl aus seinen Schriften, 2. Aufl. Stuttgart 1980, S. 173–186, hier S. 173. – Zu inhaltlichen Fragen vgl. exemplarisch Gerhard Zöfel, Die Wirkung des Dichters. Mythologie und Hermeneutik in der Literaturwissenschaft um Stefan George (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 986), Frankfurt/Main u. a. 1987; Michael Reißmann, Literaturgeschichte als Kräftegeschichte. Friedrich Gundolfs Beitrag zur Methodik geistesgeschichtlicher Literaturbetrachtung, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 42/1 (1997), S. 63–105.

zogene Werte für die Evaluation wissenschaftlichen Wissens heranzuziehen. Ehrfurcht, Anerkennung von Rangunterschieden, Bereitschaft zur Unterordnung bilden Prämissen einer Literaturgeschichte, die sich nicht als Kompendium gebildeten Liebhaberinteresses stillstellen lassen will, sondern ‚Lebensnähe‘ als Sozialisation durch die transhistorische Gemeinschaft der ‚heroen‘ von Platon über Dante bis Goethe und George meint.

Wenn es auch diese Verlautbarungen des Kreises an polemischer Schärfe nicht fehlen lassen, so sind doch Kontinuitäten mit traditioneller philologischer Praxis unübersehbar. Weder die rigide Kanonbildung noch die Forderungen nach mentaler Diskontinuierung stellen grundsätzlich eine Disziplin vor Probleme, die sich schon aus pragmatischen Gründen dem Ideal vollständiger Sichtung immer nur annähern konnte, die zugleich ‚wahre‘ Philologie immer als Lebensform definierte und von den bloßen ‚Brotstudien‘ zu unterscheiden suchte. Selbst das Ausspielen der lebensphilosophisch inspirierten ‚Schau‘ gegen die angeblich instrumentelle Vernunft wäre im Hinblick auf das immer auch individueller Disposition verpflichtete *iudicium* des Philologen jedenfalls noch diskutabel. Aber die Kreis-Monographien opponieren der philologischen Darstellung von Forschungsergebnissen, die sich möglichst knapper, ‚sachorientierter‘ Präsentation ohne stilistische Ambition zu verpflichten sucht. Hingegen operieren Publikationen des Kreises mit einer komplizierten Syntax, teilweise rhythmisch untergliedert, verwenden Alliterationen, Vokalharmonien und Metaphern.²⁵ Dieser Unterschied, der Annäherung an literarische Darstellung zeigt, wird verschärft durch das Fehlen eines wissenschaftlichen Apparates. Die bekanntesten Bücher des Kreises erstellen weder ein Verzeichnis der benutzten Editionen, Quellen und Forschungsliteratur noch dokumentieren sie in Anmerkungen Fremddreferenzen. Bedenkt man, daß in der Wissenschaft durch Zitation kognitive Filiationen nachgewiesen und damit fundamentale Ansprüche an die Einheit disziplinärer Kommunikationszusammenhänge befriedigt werden,²⁶ dann können in dieser Hinsicht defizitäre Publikationen nicht widerspruchlos als wissenschaftliche Beiträge gelten. Die Aufkündigung basaler Redekonventionen verweist generell auf ein Denken, das sich nicht als dynamisch und in seinen Resultaten korrigierbar weiß.

Die kompromißlose Prägnanz und unbestreitbare intellektuelle Kompetenz etwa Gundolfs verbietet es, die von seinen Publikationen ausgehenden Irritationen zu ignorieren. Nicht nur die Feuilletonpresse reklamiert, daß sich die strenge Textphilologie überlebt habe, jedenfalls eine zeitgemäße Literaturwissenschaft in ihr sich nicht erschöpfen dürfe. Vielmehr habe sie sich an außerwissenschaftlichen Bedürf-

²⁵ Vgl. Frank Jolles, Zur Frage des Stils in den wissenschaftlichen Schriften des George-Kreises, in: *German Life and Letters* 19 (1966), S. 287–291. Vgl. grundsätzlich Lutz Danneberg, Darstellungsformen in Geistes- und Naturwissenschaften, in: Peter Brenner (Hg.), *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, Frankfurt/Main 1993, S. 99–137.

²⁶ Vgl. grundsätzlich Rudolf Stichweh, Die Autopoiesis der Wissenschaft, in: ders., *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt/Main 1994, S. 52–83, hier S. 65.

nissen zu orientieren, dem ‚Leben‘ zu dienen. Dies entspricht dem Selbstverständnis des Kreises. Die Behandlung der deutschen Shakespeare-Rezeption durch Gundolf gilt Kommentatoren aus dem Wissenschaftssystem als praktischer Beweis für die Leistungsfähigkeit Georgischer Postulate. Es zeige sich, daß die vielgerühmte philologische „Methode nicht ein allen Dingen gleichmäßig anstehendes Universalmittel“ sei.²⁷ Neue Einsichten bedürften der Einfühlung und Formung, um, wie es ein Rezensent formuliert, „in ein dunkles Wirrsal Sinn und Beziehung zu bringen“.²⁸ Dieses Kriterium ist zentral, weil es das Kernproblem neugermanistischer Forschung um 1900 berührt: ein Überangebot an Daten. Das bekannteste Beispiel einer Überlastung mit potentiell relevanten biographischen Materialien bietet das seit den achtziger Jahren zugängliche Weimarer Goethe-Archiv, Fundament der bis heute unverzichtbaren Sophien-Ausgabe, aber eben auch Anlaß unkoordinierter Miszellistik, der es an Hierarchisierungs- und Auswahlkriterien mangelt. Zunächst kann die Menge der Dokumente noch kärrnerhafte Daueraktivitäten unter der Leitfiktion mittelfristiger Abschließbarkeit legitimieren;²⁹ schließlich erweisen sich kategoriale Ordnungselemente als unverzichtbar. Die Leistung Gundolfs wird vor diesem Hintergrund in der rigorosen Konzentration auf Relevantes gesehen, die mit Unkenntnis nicht verwechselt werden dürfe.

Überwiegt in den Kommentierungen zu Gundolfs ‚Shakespeare und der deutsche Geist‘ der Tenor, hierdurch werde bei aller Möglichkeit der Korrektur einzelner Wertungen doch insgesamt eine begründete Neuordnung auch des bekannten Materials vorgeführt, so polarisieren sich die Einschätzungen anlässlich der Goethe-Monographie. Ließ sich die ‚ästhetische‘ Option Gundolfs zunächst noch als begrüßenswerte Affinität zum dichterischen Genius salvieren, so weitet sich mit zunehmendem institutionellen Erfolg der Geistesgeschichte im allgemeinen und des George-Kreises im besonderen die Irritation zur Provokation. 1921 widmet sich sogar ein Sonderheft der führenden Fachzeitschrift ‚Euphorion‘ der Schadensbegrenzung. Der Erfolg Gundolfs wird einer für das Laienpublikum interessanten ‚wissenschaftskünstlerischen‘ Kompetenz zugeschrieben, das Lob glänzenden Stils soll wissenschaftliche Folgenlosigkeit nach sich ziehen.³⁰ Die Ebene wissenschaftlicher Wahrheit, auf der sich der Philologe wähnt, werde angeblich gar nicht berührt,

²⁷ Ernst Stadler, Shakespeare und der deutsche Geist, in: Das literarische Echo 14 (1911/12), Sp. 88–90, hier Sp. 89.

²⁸ Ebd.

²⁹ Zum Klassiker dieser Forschungshaltung vgl. Hans-Martin Kruckis, Mikrologische Wahrheit. Die Neugermanistik des 19. Jahrhunderts und Heinrich Düntzer, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift 72 (1991), S. 270–283.

³⁰ Vgl. Ernst Osterkamp, Friedrich Gundolf zwischen Kunst und Wissenschaft. Zur Problematik eines Germanisten aus dem George-Kreis, in: König/Lämmert (Anm. 17), S. 177–198, bes. S. 188–192. Hier (S. 362–380) auch ein Beitrag Wolfgang Höppners, der zeigt, daß sich die Philologen aus pädagogischen Gründen gegen Gundolf sperren: Der ‚Literat‘ übt keine positive erzieherische Wirkung: „Eine Institution wehrt sich. Das Berliner Germanische Seminar und die deutsche Geistesgeschichte“.

das Buch lasse sich traditionellen wahr/falsch-Unterscheidungen nicht unterordnen. Zugleich werden Verstöße gegen ein Verfahren benannt, das „weder äußerlich noch innerlich engeren Anschluß an die literarhistorische Goetheforschung“ markiere.³¹ Nur ist damit das Ärgernis nicht ‚diszipliniert‘, vielmehr zeigt Gundolfs Publikation einen defizitären Status der Disziplin: „Ein Chaos widerstrebender Sehweisen selbst in den unumgänglichsten Grundfragen kennzeichnet den heutigen Stand unserer Wissenschaft“,³² so muß Josef Nadler zugestehen. Und damit avanciert das Goethe-Buch, in dessen Kritik doch die Tugenden des professionellen Philologen ihre Bewährungsprobe zu bestehen hätten, zur unwillkommenen Anregung für unvermeidliche Grundlagenreflexion. Mag ein Rezensent „Irrtümer“ finden, die „sorgfältigere Benutzung anderer Arbeiten hätte vermeiden lassen“³³ – es wäre die Möglichkeit gegeben, Gundolf massiver handwerklicher Mängel zu überführen und damit zu diskreditieren –, die Besprechung des Kollegen hat einige Seiten zuvor schon das Gegenteil konstatiert: „Die reiche Arbeit der Goethe-Philologie wird überall vorausgesetzt, daß Gundolf sie bis in Einzelheiten kennt und verarbeitet hat, ist deutlich spürbar.“³⁴

Vermutlich hat keine andere geistesgeschichtliche Publikation Besprechungen in Fachzeitschriften und Tagespresse in einem vergleichbaren Maß auf sich gezogen; aus dem George-Kreis werden Kommerells ‚Dichter als Führer‘ und Kantorowicz’ ‚Friedrich der Zweite‘ später im Vergleich mit Gundolfs Buch allenfalls Achtungserfolge erzielen. Die zentrale Irritation entsteht, weil das unbestreitbare Niveau Gundolfscher Literaturbetrachtung nicht in Kontinuität mit basalen methodologischen Prämissen erreicht wird, sondern durch ihre Ablehnung. Wenn Kollegen bescheinigen, es sei „nicht wahrscheinlich“, daß nach ‚Goethe‘ „in absehbarer Zeit der Versuch gewagt werden wird, ein neues Goethebild aufzustellen“,³⁵ dann entspricht dies nicht der philologischen Leitvision von der wissenschaftlichen Wahrheit als Kumulation von Einzelkenntnissen, sondern verweist aufs Gegenteil: Das definitive ‚Goethe-Bild‘ verdankt sich ihrer Vernachlässigung zugunsten einer Sichtweise, die sich gegen Umkehrbarkeit und Dynamik als Axiome des modernen Forschungsprozesses gleichgültig zeigt: „Sie geben überall das Definitive, Sie werden sich nie zu

³¹ Hugo Bieber, F. Gundolf, Goethe, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 14 (1920), S. 194–208, hier S. 198.

³² Josef Nadler, Einzeldarstellung und Gesamtdarstellung. Bei Gelegenheit von Gundolfs ‚Goethe‘, in: Euphorion. Vierzehntes Ergänzungsheft (Gundolf-Heft), Leipzig/Wien 1921, S. 1–10, hier S. 1. – Vgl. zu dieser Publikation Wolfgang Adam, Einhundert Jahre *Euphorion*. Wissenschaftsgeschichte im Spiegel einer germanistischen Fachzeitschrift, in: Euphorion 88 (1994), S. 1–72, hier S. 21–24.

³³ Paul Kluckhohn, [Rez. F. Gundolf, Goethe], in: Euphorion-Ergänzungsheft, S. 132–137, hier S. 137.

³⁴ Leopold Magon, Die philosophischen Grundlagen von Gundolfs Buch, in: Euphorion-Ergänzungsheft, S. 45–75, hier S. 48.

³⁵ Bieber (Anm. 31), S. 198.

korrigieren haben“.³⁶ Solch hohes Lob aber entspringt nicht wissenschaftlichen, sondern eben ‚metaphysizierten‘ Kriterien, die Maximen Georges als Maßstab für ‚Wahrheit‘ inthronisieren; als einen Maßstab zudem, der nicht Modi wissenschaftlicher Konkurrenz unterliegen soll, sondern konkurrenzlos per definitionem gedacht ist. Dieses ‚Stillstellen‘ der Erzeugung von Wahrheit steht einerseits quer zu der in der modernen Wissenschaft institutionalisierten Form des Erkenntnisgewinns, der ‚Innovation‘ vor ‚Tradition‘ prämiert. Andererseits kann nicht akzeptiert werden, daß dieser „Meister“ George eben keiner der herkömmlichen philologischen ‚Methode‘ ist. Konträr ist ein Bezug für Wissenschaft gewählt, weil er ihr nicht zugehört; Wissen, das dann auch in der Wissenschaft nicht folgenlos bleiben soll, wird aus explizit nicht-wissenschaftlichen Voraussetzungen gewonnen.³⁷ Die kategoriale Trennung von ‚wissenschaftlicher Wahrheit‘ und ‚Metaphysik‘ ist unterlaufen, intendiert ist nicht Entzauberung, sondern ihr Gegenteil: „Versuch einer Mythologie“ lautet entsprechend der Untertitel von Bertrams Nietzsche-Monographie 1920. Und nicht nur die Sozialität des Kreises um den charismatischen Lyriker selbst verweist darauf, daß für wissenschaftliches Wissen dieser Observanz offensichtlich die in der modernen Wissenschaft geläufige Differenzierung gegen Alltagswissen zurückgenommen ist. ‚Echtes‘ Wissen im Sinne Georges hat sich alltagspraktisch, zunächst im Kontext der Gruppe, zu bewähren, ein Kriterium seiner Relevanz ist, daß es nicht in Begriffen und Theorien wissenschaftlicher Provenienz reformulierbar ist, sondern eine Kunst aus sich entläßt, die als ihr Höchstes das Arkanum zu bewahren und dem Zeitalter der beliebigen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks authentische Mündlichkeit entgegenzuhalten sucht.

II.

Weder die antidemokratischen Verlautbarungen des George-Kreises noch seine spezifischen Varianten der ‚Gestalt-Deutung‘ historischer Persönlichkeiten erlauben einen unmittelbaren Bezug für die heutigen Diskussionen zur Organisationsform zukünftiger Wissenschaft oder ihrer kognitiven Ausrichtung. An der wissenschaftsgeschichtlichen Konstellation allerdings, die sein Auftreten ermöglicht, lassen sich einige noch aktuelle Beobachtungen machen.

Die Kommentierung der Publikationen aus dem Kreis verweist darauf, daß von ihnen Reflexion auf regulative Prinzipien disziplinärer Forschung angeregt wird. Selbstverständlich werden die Monographien auch als Beiträge zu speziellen Forschungsproblemen gelesen und mit Blick auf vorhandenes quellenkritisches oder

³⁶ Ernst Robert Curtius an Friedrich Gundolf am 7. 5. 1911, in: Lothar Helbing/Claus Victor Bock (Hg.), Friedrich Gundolf. Briefwechsel mit Herbert Steiner und Ernst Robert Curtius, Amsterdam 1963, S. 195.

³⁷ Vgl. grundsätzlich zu solchen Relationen Lorraine Daston: Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität, in: Otto Gerhard Oexle (Hg.), Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft: Einheit – Gegensatz – Komplementarität?, Göttingen 1998, S. 9–39.

historisches Wissen konventionell bewertet. Darüber hinaus aber läßt sich den zahlreichen und teilweise umfangreichen Kommentaren ablesen, daß sich in der selbstreflexiven Thematisierung ‚Veralltäglicung‘ vollzieht. Mit zunehmender Dauer der Diskussionen über die Legitimität der Geistesgeschichte im allgemeinen und der an George orientierten Literatur- und Geschichtsbetrachtung im besonderen kommt es zu einer unspektakulären Koexistenz, die durch einen kontinuierlichen institutionellen Ausbau erleichtert worden sein dürfte. Dieser Differenzierung der organisatorischen Infrastruktur, sichtbar an zusätzlichen Professuren und neuen Fachzeitschriften,³⁸ entspricht Akzeptanz für eine „Pluralität von Wahrheiten [...], die nebeneinander bestehen können“.³⁹ Das mag für gegenwärtige Debatten über Großkonzepte von Kulturwissenschaft(en) beruhigend sein, in denen die Beschränkungen nationalphilologischer Optionen, nicht aber philologische Kompetenzen entfallen.⁴⁰

Akzeptanz für die von George inspirierte Wissenschaft wird gefördert von durchaus konventionellen Elementen der von ihr praktizierten Forschung und Lehre. Zu denken ist an die in aller Regel herkömmlichen Maßstäben vollauf genügenden akademischen Qualifikationsschriften und die wertkonservativen, deutschnationalen Verlautbarungen, denen sich Stilisierungen Georges zum ‚deutschen Seher‘ einfügen. Hierher gehört auch der Vorlesungserfolg mancher Kreismitglieder. Dies verweist auf eine für die etablierte Disziplin sehr wohl nützliche Leistung: die Schaffung einer ‚Kontaktfläche‘ zur Öffentlichkeit. Der immer wieder herausgestellte ‚Erfolg‘ etwa Gundolfs und Kantorowicz’ markiert besonders eine Überbrückung zu nicht fachlich ausgebildeten Publikumsgruppen. In der Perspektive des George-Kreises bezeichnet dies eine Paradoxie, denn das in seinen Publikationen formulierte Wissen, das sich nie als traditionell wissenschaftliches identifizieren lassen wollte, wird zum Ansatzpunkt für Teilnahme am institutionalisierten Lehrbetrieb, den es zu kritisieren galt. Auch dies ein Anzeichen für den ‚disziplinierenden‘ Effekt des Wissenschaftssystems, das zu unterlaufen der Kreis angetreten war. Folgt man dem Selbstverständnis der philologisch grundierten Disziplinen, dann erscheint der Kreis als Unterbrechung der seriösen internen Arbeit. Greift man auf die Traditionen von Aufklärung und Romantik zurück, muß die Perspektive umgedreht werden. Dann erscheint der Prozeß von Spezialisierung und Binnenorientierung der etablierten Kulturwissenschaften selbst als bedenklich: als Unterbrechung des Gesprächs von

³⁸ Vgl. Holger Dainat/Rainer Kolk, Das Forum der Geistesgeschichte. Die „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (1923–1944), in: Robert Harsch-Niemeyer (Hg.), Beiträge zur Methodengeschichte der neueren Philologien. Zum 125jährigen Bestehen des Max Niemeyer Verlages, Tübingen 1995, S. 111–134.

³⁹ Ernst Howald, Probleme der Literaturwissenschaft, in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 4 (1928), S. 652–662, hier S. 660.

⁴⁰ Vgl. Wilhelm Voßkamp, Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften. Versuch einer Bestandsaufnahme, in: Frank Fürbeth u. a. (Hg.), Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main, Tübingen 1999, S. 809–821.

Wissenschaft und nicht-wissenschaftlichem Publikum. Dem wirkt der George-Kreis entgegen.

Ein wichtiger Faktor für den Erfolg des George-Kreises ist seine transdisziplinäre Ausrichtung. Nicht die Konzentration auf vorgegebene disziplinäre Themen ist sein Metier, sondern das Erkennen fachübergreifender Problemstellungen mit Blick auf zentrale gesellschaftspolitische Fragen;⁴¹ allerdings wurde ihre Beantwortung auf eine heute nicht mehr tragfähige Weise versucht. Der Kreis stellt sich der zeitgenössisch diagnostizierten ‚Krise‘ der Wissenschaft offensiv: durch die Verbindung von intensivierter Kommunikation, innovativen Konzepten und Berücksichtigung jenseits der Wissenschaft angesiedelter Belange. Transdisziplinarität wird hier nicht per Dekret verordnet, sondern ist Selbstverständlichkeit für alle Beteiligten. Es entstehen zum einen Effekte der Reflexion auf Disziplinarität. Sie wird als historische Fehlentwicklung gesehen, die sich als relevanten Problemstellungen unangemessen erweist. Zum anderen praktiziert der Kreis die Integration von Wissens-elementen verschiedener Disziplinen. Dabei verdankt sich die Resonanz des Kreises durch die Betonung von Leistungsaspekten von Wissenschaft geradezu einer Umkehrung geläufiger Erwartungen. So in der Absage an das Prinzip umfassender Information und Kommunikation, das sich gegenwärtig noch einmal verstärkt durchsetzt. Der George-Kreis reklamiert, daß es nicht nur wichtig ist, möglichst viele Informationen zu erlangen, möglichst viele kommunikative Schnittstellen zu erzeugen. Seine zeitgenössische Wirkung beruht nicht zum wenigsten darauf, daß hier durch die Vorschaltung einer Wertebene Kriterien für Nicht-Beachten und Vergessen-Können formuliert wurden. Der einzelne Wissenschaftler des Kreises repräsentiert in ihm nicht den kumulierend gedachten Wissensstand seiner Disziplin, wie dies Element vieler Akademie-Konzeptionen ist. Nicht disziplinäre Problemlösungen sind primär, sondern der Nutzen disziplinären Wissens für die Bewältigung nicht-disziplinärer Aufgaben. Auf ‚Nutzlosigkeit‘ von wissenschaftlichem Wissen besteht der Kreis, wo ‚Nutzen‘ nur ökonomische Effizienz meint. Ihr steht ein emphatisches Bildungskonzept gegenüber, das auch nach seiner endgültigen Verabschiedung an die sehr spezielle ‚Funktionslosigkeit‘ der Kulturwissenschaften noch erinnert.⁴²

Nicht nur durch transdisziplinäre Optionen ist der Kreis auffällig, sondern auch durch die Tendenz zur transwissenschaftlichen Orientierung. Sowohl seine Binnenorganisation als auch seine zeitgenössische Wahrnehmung zeigen ihn als Interferenzbereich von Wissenschaft, Kunst und Politik. Daß Probleme, die in der Wissenschaft auftreten, nicht nur wissenschaftliche sein müssen und deshalb auch nicht nur wissenschaftsintern gelöst werden können, gehört zu seinen Axiomen. An der Kommunikation des Kreises sind deshalb folgerichtig Wissenschaftler verschiede-

⁴¹ Vgl. grundsätzlich Jürgen Mittelstraß, Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität?, in: Lutz Hieber (Hg.), Utopie Wissenschaft. Ein Symposium an der Universität Hannover über die Chancen des Wissenschaftsbetriebs der Zukunft (21./22. November 1991), München/Wien 1993, S. 17–31.

⁴² Vgl. die grundsätzlichen Überlegungen von Dieter Simon, Zukunft und Selbstverständnis der Geisteswissenschaften, in: Rechtshistorisches Journal 8 (1989), S. 209–230, bes. S. 228f.

ner natur- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen beteiligt, Künstler, Juristen, Übersetzer, Verwaltungsbeamte. Die Kompetenz des Kreises in ‚großen Fragen‘ ist dadurch gegenüber disziplinär gebundenen Antworten deutlich gesteigert. Nicht die inhaltlichen Optionen des Kreises und seine asymmetrische Kommunikation, wohl aber seine experimentelle Ausrichtung scheinen mir noch immer bemerkenswert.

Das Projekt des George-Kreises scheitert am fehlenden Adressatenbezug. Die zeitgenössische Faszination speist sich aus dem institutionskritischen Impuls einer Gruppe, die sich selbst als informell verstand und doch als Einheit wahrgenommen werden konnte. Grundsätzlich aber überwiegt ein selbstreferentieller Zug, der Profil wesentlich ex negativo zeigt: *gegen* die Erwartungen der Wissenschaft, der Wirtschaft, des Bildungssystems. Die vom Kreis kritisierte Distanz von Wissenschaft zu Umwelten wird in modifizierter Form erneuert. Erfolgreich ist seine Verbindung des Exzentrischen mit dem Konventionellen. Es zeigt sich aber, daß der als Kommunikationszusammenhang der Besten projektierte Entwurf sich schnell ‚normalisiert‘. Das hängt mit immer schon gegebenen Hierarchisierungen von Konzepten und Organisationsformen im Wissenschaftssystem zusammen, aber in diesem Fall auch mit dem Solipsismus des Entwurfs. Sein insulärer Charakter behindert kontinuierlichen Wissenstransfer, schwankt zwischen idealer Kommunikation im Binnenraum und Trivialisierungsverdacht nach ‚außen‘. Der Weg einer dauerhaften Institutionalisierung – in einem eigenen Institut – kam nie in Frage. Die ‚Gegen-Akademie‘ blieb provozierende Vision.